



MEHR ZORN

Ein Gespräch mit der Schweizer Künstlerin Miriam Cahn.

Interview LEONI HOF

40

BOLERO

«o. t.»,
14.12.2017.

Foto: Courtesy the artist and Meyer Riegger, Berlin/Karinhu/ Stefan Jeske

BOLERO

Oft sind jene Gespräche die besten, zu denen man mit weichen Knien geht. «Speziell» soll sie sein, sagt man hierzulande, wenn man nicht mutig genug ist, dieses «speziell» genauer zu benennen. Ruppig, hysterisch, schwierig hat man sie andernorts genannt. So eine will man treffen. Miriam Cahn (*1949), Künstlerin, eine der wichtigsten der Schweiz. Ausstellungen im Kunstmuseum Bern, in Bregenz, Madrid, München und Warschau unterstreichen das in diesem Jahr. Der Wind pfeift durchs Bergell, in Giacomettis Stampa hat sich die aus Basel stammende Cahn ein Haus bauen lassen. Man könnte den Betonquader für einen Teil des Industriegeländes halten, die Passstrasse nach Italien führt daran vorbei, zehn Minuten sind es mit dem Auto bis zur Grenze. Cahn hat einen vorab wissen lassen, dass sie sich nicht neben ihren Bildern fotografieren lässt und dass man vor halb elf gar nicht auf der Matte zu stehen braucht. Sie unterschreibt ihre Mails mit einem flotten «Saluti». Es ist Punkt halb elf. Eine rote, dicke Tür, keine Klingel. Man fragt sich noch, ob das Klopfen daran irgendwen im Inneren erreicht, da öffnet Cahn die Tür. Eine Hand streckt sie einem entgegen, die andere hält sie vor den Mund. Sie hat die Grippe, hustet und schnieft. Aber herein, herein. Cahn ist nicht der Typ für Smalltalk-Floskeln zwischen Tür und Angel. Fleecejacke und rote Backen. Zu Berge steht das graue, kurze Haar. Drinnen ihr riesiges Atelier, der Wohnbereich klein, ein Raum: Bett, riesiges Bücherregal, Sofa, Tisch, zwei Stühle, ein Sessel. Ein Plakat der feministischen Künstlerinnengruppe Guerrilla-Girls. Die Küche so schmal, dass man sie mit ausgestreckten Armen fassen kann, direkt daneben Nasszelle und Klo. Cahn serviert Instant-Tee mit Honig in riesigen Tassen. Schneuzt sich die Nase, los gehts.

BOLERO Aufnahmegerät läuft, ich vertraue den Maschinen ja nie so ganz.
MIRIAM CAHN Also ich machs nicht noch mal, das sage ich Ihnen gleich.

Verstanden. Was hat Sie denn in dieses Tal verschlagen – geht Ihnen die Menschheit auf den Geist?

Die Menschheit ging mir schon immer auf den Geist, aber das ist interessant, das kann man in der Kunst bearbeiten. In Stampa bin ich durch eine Kette von Zufällen gelandet. Aber ich kenne die Gegend, seit ich Kind war.

Das hier sei eine radikale Landschaft, die zu Ihnen passe, haben Sie gesagt ...

Die Berge sind wahnsinnig hoch, fast vier Monate hat es hier keine Sonne.

Macht Sie das depressiv?

Nein, das stört mich nicht. Das ist Natur. Und hat den Vorteil, dass es im Winter keine Touristen hat. Sollen die sich im Engadin rumtreiben. Ich mag dieses Zurückgezogene. Und dann freut man sich, wenn die Sonne das erste Mal wieder herübergezogen kommt und in den Raum strahlt.

Und Ihre eigene Radikalität?

Sie sehen das vielleicht in der Arbeit. In meiner Ausstellung in Bern mit dem Titel «Ich als Mensch».

Ich frage mich da: Als was denn sonst?

Eben! Als was denn sonst? Die vergangene #MeToo-Debatte – ungefähr die dritte, die ich miterlebe – hat gezeigt: Frauen sind immer noch nicht ganz als Menschen akzeptiert. Menschen, die aggressiv reagieren können, böse. Pauschal gesagt: Man muss als Frau immer lieb sein, wenn einem einer dumm kommt. Ich war erschrocken, wie viele Frauen immer noch so sind. Frauen, die arbeiten und eigentlich selbstsicher sein sollten. Dieses Lachen bei Gefahr, wie ich es nenne, das kennen viele Menschen. Auch Männer. Man lacht, obwohl man in dem Moment furchtbar frustriert ist. Frauen machen das extrem oft. Eine Überlebensstrategie, wie wenn sich Hunde auf den Rücken werfen und die Lefzen hochziehen. Das hat vielleicht etwas mit dem Säugetier Mensch zu tun. Der Titel «Ich als Mensch» ist eine Behauptung, eine Kampfansage. Ja, auch ich bin ein Mensch, auch ich habe Wutanfälle, finde bestimmte Sachen geil.

Sie selbst haben sich früh für die Kunst und gegen Familie entschieden, warum?

Als Jugendliche habe ich einfach meiner Familie zugeschaut. Meine Mutter war für die Kinder da und wir haben von ihr und ihren Begabungen profitiert, aber im Grunde genommen war das ein Elend. Das wollte ich nicht. Mir war klar: Wenn ich Kunst mache, dann gibt es keine Familie. Das kann man nicht so nebenher machen.

...

41



«schön!», 2016.

BOLERO Sie wollten Picasso werden.
MIRIAM CAHN Das fand ich viel toller! Und das will ich heute noch. Du machst das, was du machen musst. Egal, ob du Mann oder Frau bist. Ich bin in einem Haus aufgewachsen, wo Kunstbücher herumlagen, wir haben über Kunst geredet, sind an Vernissagen. Und ich war nie ein braves Mädchen.

In den Achtzigern wird Cahn berühmt und berüchtigt. Die Friedens- und Frauenbewegung treibt sie um. 1979/80 zeichnet sie mit Kohle auf die Betonflächen der Basler Nordtangente. Die Finger wund, wird sie verhaftet und vor Gericht gestellt. Jean-Christophe Ammann ist Direktor der Kunsthalle Basel und wird auf sie aufmerksam. Im nächsten Jahr stellt Cahn dort in einer Gruppenschau aus. Sie zeichnet Eisprung- und Blutungsbilder. 1982 wird sie zur Documenta nach Kassel eingeladen. Nagelt ihre Bilder selbst an die Wände, das macht sie bis heute. Es geht um Geschlechterklischees, männlich, weiblich. Kurz vor Beginn hängt das Personal die Bilder um, sie soll den Raum mit einem Künstler teilen. Cahn aber packt ihre Bilder ein. Und geht. Pfeift auf den Ruhm, rettet ihre Würde. An der Pressekonferenz damals kommt es zum Eklat. Sie wird vom Documenta-Leiter öffentlich als Neurotikerin beschimpft. Weil sie eine Frau ist, die nicht mitspielt. In Basel aber herrscht Aufbruchstimmung, man diskutiert über Videokunst und Performance. Für Cahn eine neue Erkenntnis. Der Körper als Instrument, das will sie in ihre Kunst übernehmen. Und fertigt auf dem Boden liegend riesige Kohlezeichnungen in Schwarz-Weiss. Bei ihr soll alles

gleichwertig sein, die Zeichnung nicht nur die Skizze zum Meisterwerk. 1984 vertritt sie die Schweiz an der Biennale in Venedig. Malt riesige Aquarelle als Alternative zur schwarzen Kreide. Mitte der Neunziger zwingt sie der Rücken nicht in die Knie, sondern zum Aufstehen. Bandscheibenvorfall. Sie wechselt zu Öl, malt Menschen auf der Flucht, Männer mit ihrem Schwanz in der Hand, rote Vulven. Die Figuren auf ihren Bildern scheinen zu verschwimmen, sind manchmal nur Schemen, entblösst, schutzlos. Eine Meisterin dubioser Stimmungen wird sie genannt. Es sind extreme Emotionen, die Verletzlichkeit des Körpers, Lust und Gewalt, die Rolle der Frau, die sie auf die Leinwand bringt. Und doch: «Wenn ich die Wahl habe zwischen L'art pour l'art und Betroffenheitskunst, finde ich L'art pour l'art doch besser.» 2017 wird sie erneut zur Documenta nach Athen und Kassel eingeladen, in Deutschland sind endlich die Bilder von damals zu sehen.

«Du machst das, was du machen musst.»

MIRIAM CAHN, Künstlerin

Neben Papierarbeiten und Ölgemälden arbeitet sie an Skulpturen, performativen Videos und Texten. Cahn macht Persönliches politisch verhandelbar. Ihre Arbeiten strotzen immer noch vor Kraft und packen einen da, wo es wehtut.

Wie wichtig ist Ihnen heute das Performative?

Sehr. In Bern richte ich die Schau selbst ein. Bei den grossen Ölbildern mache ich die Rahmen selbst, damit sie leicht bleiben. Damit ich diese riesigen Bilder allein rumschleppen kann. Das ist Anti-Anselm-Kiefer, der Obermacho macht tonnen-schwere Bilder, ein wahnsinniger Aufwand beim Hängen. Mir ist Leichtigkeit wichtig. Die Schwere des Inhalts gegenüber der Leichtigkeit des Materials. Ich unterlaufe alles. Meine Bilder sind wie Worte für den Schriftsteller, wie Noten für den Musiker.

Sexualität, Vertreibung, Körper – die grossen Themen des Lebens. Um weniger geht es bei Ihnen nicht?

Mit was soll sich ein Künstler denn sonst befassen?

Mit Blumen, Hunden, Häusern?

Es hat ja Blumen und Häuser. Wie kommen Sie darauf, dass das keine Lebensthemen sind, Huerekack? (Miriam Cahn lacht dazu wie ein Kind, das sich über seine eigenen Unflätigkeiten freut, Anm. der Red.) Auch Politik ist ein Lebensthema. Es ist alles da, man muss es nur bearbeiten.

Nach einem bestimmten Rhythmus?

Mein Tag ist ritualisiert wie bei einem Bauern. Ich trinke Kaffee, frühstücke und dann geht es los. Irgendwann zwischen eins und drei passiert. Rein, konzentriert arbeiten und wieder raus. Ich arbeite wenig. Danach kann man spazieren, einkaufen. Das ist mein Alltag, wenn ich den eine Weile nicht habe, werde ich grantig.

Wie wichtig ist Aggression für Ihr Werk? Sind Sie eine wütende Frau?

Es gibt ein Buch, das zur Ausstellung in Bern erscheinen soll, «DAS ZORNIGE SCHREIBEN». Das sind Texte, Tagebuchnotizen und Briefe von mir. Das zornige Scheiben ist ein Verfahren. Damals, als ich jung war, habe ich viele Absagen geschrieben, damals noch auf der Schreibmaschine. Weil diese Anfragen so lächerlich waren, für Ausstellungen, Zusammenarbeiten. Mit Genuss habe ich zornige Briefe geschrieben. Das ist aber nie Aggression. Das ist ein doofes Wort. Man wird doch zornig, weil etwas nicht in Ordnung ist. Und zwar mit Recht, da ist immer ein Grund. Man ist nicht einfach aggressiv. Zorn ist ein Antrieb.

Plädieren Sie für mehr Zorn?

Auf alle Fälle, für Frauen sowieso. Wir brauchen den Zorn. Auch für #MeToo, wenn

die Frauen zorniger wären, würde so Zeug nicht immer wieder passieren. Als Frau wirst du immer noch nur als Masse wahrgenommen. Das war schon mit PorNO so in den Achtzigern. Und die Bewegung ging genauso schief, weil sich die Frauen im Opferstatus einrichten. Sie sind Opfer, das will ich nicht bestreiten, aber Catherine Millet und Catherine Deneuve haben in der «Le Monde» einen offenen Brief publiziert, sehr französisch, aber sehr gut und im ganzen deutschsprachigen Bereich verhasst. Sie schrieben, dass es nicht angehe, eine blöde Anmache in der U-Bahn mit Vergewaltigungen gleichzusetzen. Das ist nicht dasselbe. Beim ersten Fall kann man sich wehren. Das ist der Zorn, den die Frauen unbedingt lernen müssen.

Wie treibt Sie das Thema Alter um?

Das ist scheisse. Körperlich. Ich weiss, sehr lang wird mein Leben nicht mehr dauern. Und dieses Gebäude nenne ich mein letztes. Ich ziehe nicht mehr in der Welt herum, mache diesen Viehtrieb nicht mehr mit. Aber das stört mich nicht. Man kann sich nun Dinge erlauben, die man vorher nicht tun konnte.

Sie sagen: «Moral hat in der Kunst nichts zu suchen.»

Man darf bestimmte Dinge als Bürger vielleicht nicht, aber die Kunst ist frei. Das kann Diskussionen hervorrufen, aber es geht nicht, dass man etwas verbietet. Als Weisse keine Schwarzen malen oder in Sachen Sexualität. Die Kunst soll zum Nachdenken anregen, nicht zum Handeln.

Für wen machen Sie das alles?

Das ist wurscht. Die Arbeit bestimmt alles. Wichtig ist mir das Ausstellen. Nicht wegen des Ruhms, sondern um zu sehen, ob klappt, was ich mir hier zusammendenke.

Woran merken Sie, dass es klappt?

Wenn die Leute aufmerksam schauen. Die interpretieren natürlich alles auf ihre Weise. Das ist auch in Ordnung so. Aber wenn dann jemand vor meinen grossen Atombomben steht und sagt: «Oh hübsch, ein Mandala» – da sage ich dann schon: «Nein, nein, das ist eine Atombombe!» Atombomben sind wahnsinnig toll anzusehen. Das Interessante an der Kunst ist doch, das Schreckliche und das Schöne gleichzeitig zu zeigen.

«meine rechte ist meine linke», 22.08.2017.



BOLERO

Fotos: Courtesy of the artist/Markus Treter/Kunsthaus Bregenz (2). Courtesy of the artist and Mayer Riegger, Berlin. Karlsruhe/Stefan Jaske (3). Markus Treter/Kunsthaus Bregenz (4)



MIRIAM CAHNS Werke sind bis zum 16. Juni im Kunstmuseum Bern zu sehen. Im Kunsthhaus Bregenz findet vom 13. April bis 30. Juni die Ausstellung «Das genaue Hinschauen» statt.